

des russischen Ancien régime gegenüber der nationalen Frage. Diese These stützt sich zum einen auf eine Analyse der öffentlichen wie der offiziellen Wahrnehmung der aufblühenden Nationalbewegungen im Zarenreich. Polen und Juden, so lautet der eindeutige Befund, zählten zu den wenigen Nationen, die überhaupt als solche zum Objekt der Politik wurden. Zum anderen zeichnet Weeks in drei ausführlichen Fallstudien nach, wie antipolnische und antisemitische Ressentiments in der Gesetzgebung wirkten. Sie blockierten nicht nur die Einführung städtischer und ländlicher Selbstverwaltungen an der westlichen Peripherie, sondern konnten die Regierung auch in der Öffentlichkeit wie in der Duma unter Erwartungsdruck setzen: bei der – administrativ sinnlosen – Neuschaffung des Gouvernements Chol'm auf der Grundlage seiner mehrheitlich nicht-polnischsprechenden Bevölkerung. An der Herausforderung durch die nicht-russischen Nationalismen orientierten sich auch nationalrussische Neuentwürfe des freilich bis zu seinem Untergang übernational, »rußländisch« legitimierten Zarenstaats.

Weeks begnügt sich nicht mit einer ideengeschichtlichen Skizze dieses politisch noch diffusen Programms, sondern bezieht es einerseits auf die Anstrengungen und Überlegungen von Autokratie und »Gesellschaft«, zumindest in Ansätzen einen modernen Einheitsstaat zu schaffen, andererseits auf die sozialgeschichtlichen Voraussetzungen der Nationalbewegungen im Zarenreich. Damit befindet er sich meist auf der Höhe des wissenschaftlichen Erkenntnisstandes, zu dem nicht zuletzt seine Archivforschungen einen wertvollen Beitrag leisten. Sie öffnen Einsichten in einen wenig untersuchten Bereich autokratischer Politik, wenn man dem Buch auch vorwerfen mag, die Zeit vor der Revolution von 1905 zu knapp zu berücksichtigen und »Nationen« zu eng als ethnische, quasi vopolitische Einheiten zu definieren. Die Metapher der erwachenden Nationen, mit der Weeks das fehlende nationale Problembewußtsein der Autokratie kontrastiert, verleiht diesem Prozeß einen gleichsam natürlichen Charakter und paßt so gar nicht zu dem Anspruch des Autors, Nationen als Erfolgsprodukte erst des Nationalismus zu untersuchen.

*Andreas Renner, Bielefeld*

Silvana Patriarca, Numbers and Nationhood. Writing Statistics in Nineteenth-Century Italy, Cambridge UP, Cambridge 1996, 280 S., geb., 40 £.

Statistiken sind ein Kind der Aufklärung und des Glaubens an den Fortschritt. Für Staat und Gesellschaft wurden sie zum Maßstab und zugleich zum Vehikel von Modernisierung. Ihre große Blüte kam im 19. Jahrhundert. Sie war eng verbunden mit dem Ausbau der modernen Nationalstaaten. So nimmt es nicht wunder, daß die Statistik auch in den verschiedenen Regionen Italiens als neue Wissenschaft und Ausdruck des fortschreitenden »incivilimento« das Nationwerden der Italiener, das sogenannte »Risorgimento«, von seinen Anfängen um 1820 bis zu seinem vorläufigen Ende um 1870 begleitete. Es ist das Verdienst von Silvana Patriarca, in einer aus den Quellen gearbeiteten, gut lesbaren Untersuchung der Funktion nachgegangen zu sein, welche die Statistiken in dieser Zeit in den präunitären Staaten Italiens und im neuen Nationalstaat hatten: als Abbildung von Gesellschaft wie als Instrument ihrer Modernisierung. Bei der Fülle des beigebrachten Materials ist es unmöglich, alle Ergebnisse der substantiellen Arbeit in wenigen Zeilen wiederzugeben, doch sollen wenigstens die wichtigsten aufgezeigt werden.

Zunächst das Gesamtergebnis: In der Zeit vor der Einigung ging es den Statistikern vor allem darum, anhand ideologisch bestimmter Untersuchungsmodelle und Ordnungsmuster herauszufinden, wie weit die Gesellschaft auf dem Weg der Modernität schon

»fortgeschritten« und was noch zu tun sei. Dabei zeigen sich weitgehende ideologische Unterschiede in den einzelnen italienischen Staaten: dem Königreich beider Sizilien, dem Königreich Piemont-Sardinien, dem österreichischen Lombardo-Venetien, der von Habsburgern regierten Toskana. Doch es gibt auch schon die Versuche italienischer »Patrioten«, mit Hand von Statistiken Gesamtitalien als politische Einheit in den Griff zu bekommen. Nach der Einigung dienen die Statistiken dann als Mittel, den Nationalstaat nicht nur als Einheit abzubilden, sondern diese voranzutreiben und, fußend auf dem Glauben an Mathematik und positive Wissenschaft, eine einheitliche, Zentrum und Peripherie verbindende »nationale öffentliche Meinung« zu schaffen. Im unerschütterlichen Glauben an die Macht der Zahl sieht die Autorin eine der Besonderheiten des italienischen »Risorgimento«. Was die Einzelergebnisse der Arbeit anlangt, so sind vor allem die Persönlichkeiten zu nennen, die sich als Statistiker, als Gründer und Herausgeber statistischer Zeitschriften oder als Leiter statistischer Institute ausgezeichnet haben. Es sind dies zunächst Melchiorre Gioia und Gian Domenico Romagnosi. Ihnen gebührt das Verdienst, die »Wissenschaft der Statistik« in Italien begründet und ihre Abgrenzung zu verwandten Wissenschaften, zur Wirtschaftswissenschaft und Geographie, vorgenommen zu haben, wobei für Gioia die Beschreibung der Wirklichkeit vorrangig erschien, während bei Romagnosi wertende, »philosophische« Kriterien zur Anwendung kamen. Bei beiden jedoch stand nicht der Staat, sondern die Gesellschaft im Mittelpunkt, im Unterschied zu der Rolle, die die Statistik im italienischen Teil des Habsburgerreichs spielte, im Unterschied auch zu Cesare Correnti, der sich in der »Wissenschaft der Statistik« von risorgimentalen und unitaristischen Zielen leiten ließ. Bei dem Föderalisten Carlo Cattaneo hingegen standen auch in der Statistik die Unterschiede der Regionen im Vordergrund. Wichtig Angelo Messedaglia, der sich im Gefolge Richard von Mohls – mit Hilfe der »Wissenschaft der Statistik« – um eine gebildete Beamtenschaft als Kern eines modernen Staatswesens bemühte, zugleich jedoch die staatliche Lenkung gegenüber der freien Entfaltung von Wirtschaft und Gesellschaft einzugrenzen suchte. Andere Namen, die immer wieder genannt werden, sind die von Pietro Maestri, Francesco Ferrara, Attilio Zuccagni Orlandini. Sie alle bringen ihre Vorstellungen und Ideologien in die neue Wissenschaft ein.

Von den übrigen Ergebnissen der Arbeit seien drei herausgegriffen: Zunächst die Vorbildfunktion Frankreichs und Deutschlands bzw. Österreichs. Dabei läßt sich, etwas vereinfachend, feststellen: Jene Statistiker, die den deutschen oder österreichischen Vorbildern folgte, stellten den Staat stärker in den Mittelpunkt, jene, die sich von französischen Vorbildern bestimmen ließen – und dies waren in der Zeit vor der Einigung die meisten –, hatten ein eher liberales Gesellschaftsmodell vor Augen. Dabei flossen mit Blick auf Frankreich oder Deutschland häufig Vorurteile und Stereotypen in Urteil und Methode ein. Damit ist ein weiterer Punkt angesprochen. Besonders die sogenannten »Moralstatistiken« (sprich: die Kriminalstatistiken) dienten nicht selten zur Bestätigung stereotyper Schablonen, etwa in Bezug auf die Völkerpsychologie. Man glaubte durch die Statistik den wissenschaftlichen Beweis erbringen zu können, daß den nüchternen Menschen des Norden die feurigen, zu Gewaltverbrechen geneigten Bewohner des Südens gegenüberstünden. Die dritte Beobachtung betrifft eine Feststellung der Autorin, die nur am Rande mit Statistik zu tun hat. Sie bezieht sich auf die italienischen Gelehrtenkongresse in den 1830er Jahren. Damals hatte der Begriff der »italienischen Wissenschaft« ganz ähnlich wie der der »deutschen Wissenschaft« eine einheitsstiftende Funktion. Doch anders als in Deutschland verschwand der Begriff auf dem Höhepunkt der nationalen Einigung Italiens fast völlig. Es wäre interessant, in einer vergleichenden Untersuchung den Gründen dafür nachzugehen.

Am Ende eine Anfrage an die Autorin: Zwei vorunitare italienische Staaten wurden von der Autorin so gut wie nicht behandelt. Völlig fehlt Modena, das ähnlich wie die

Toskana von den Habsburgern regiert wurde. Fast völlig fehlt der Kirchenstaat, von dem nur erwähnt wird, daß selbst ein so konservatives, retardierendes Gebilde nicht auf die Förderung der Statistik verzichten konnte, d. h. entsprechende Einrichtungen schuf. Auch Neapel erscheint (im Unterschied zu Sizilien und Palermo) etwas unterbelichtet. Die Frage stellt sich: Liegt dies in der Sache begründet, mit anderen Worten fehlte dort das Interesse für moderne Statistik oder lehnte man diese ab, weil man ihre modernisierende und den Nationalstaat fördernde Funktion fürchtete, oder fehlen einfach die Quellen und Vorarbeiten?  
*Otto Weiß, Rom*

Thomas Meyer, »Endlich eine Tat, eine befreiende Tat ...«. Alfred von Kiderlen-Wächters »Panthersprung nach Agadir« unter dem Druck der öffentlichen Meinung, Matthiesen Verlag, Husum 1996, 348 S., geb., 98 DM.

In einer Rezension für »Die Zeit« lobte Gregor Schöllgen Fleiß und Gründlichkeit des Buches von Thomas Meyer, attestierte dem Autor, er biete »solide Politikgeschichte – mit interessanten Einblicken in den Prozeß politischer Willensbildung in Deutschland; nicht weniger, aber auch nicht mehr« (Ausgabe v. 1. 8. 1997, S. 13). Hier irrt der Spezialist für deutsche Außenpolitik. Thomas Meyers Düsseldorfer Dissertation von 1996 ist nichts weniger als »Politikgeschichte« im Sinne Schöllgens und enthält, abgesehen davon, als umfangreich empirisch gestützte Fallstudie zum Zusammenhang von öffentlicher Meinung und reaktiver offizieller Politik im autoritär verformten Nationalstaat einen erheblichen innovativen Gehalt. Diese Studie zu der berühmten Schlüsselkrise der deutschen Außenpolitik im Vorfeld des Ersten Weltkrieges, in deren Verlauf der oft als typischer »Wilhelminist« charakterisierte Staatssekretär Kiderlen-Wächter das deutsche Kanonenboot »Panther« am 1. Juli 1911 zur demonstrativen Sicherung deutscher Ansprüche in den nordwestafrikanischen Hafen entsandte und damit den Präzedenzfall für »Kanonenbootpolitik« schuf, ist ein gelungenes Beispiel für »Interaktionsforschung«. Es gelingt ihr, das Wechselverhältnis von öffentlichem Druck, subjektiver Motivation der Akteure und objektivem Regierungshandeln gleichsam vernetzt in seiner ganzen Komplexität nachzuzeichnen – in Abgrenzung zu einer Fortschreibung der »Großen Politik der europäischen Kabinette«, aber auch in Abgrenzung zu einem theorielastigen, politikwissenschaftlichen Strukturalismus, der zudem dazu neigt, Außenpolitik auf Interessenimplementation zu reduzieren.

Meyers Arbeit ist in zwölf Kapitel gegliedert, die aus drei größeren thematischen Gruppen bestehen: einer Auseinandersetzung mit Aufbau, Funktion und Charakter der Presse im Deutschen Reich, unter anderem mit vergleichenden Exkursen zu Frankreich und Großbritannien; einem Abriß der politischen Entwicklung des Staatssekretärs Kiderlen-Wächter, insbesondere seines für den Verlauf der Krise so wesentlichen Verhältnisses zum Alldeutschen Verband; schließlich dem Hauptteil über Ursachen, Entstehung und Verlauf der Zweiten Marokkokrise unter Berücksichtigung des Zusammenwirkens von Presse, Auswärtigem Amt, den chauvinistischen »pressure groups« und dem Staatssekretär, wobei der Autor besonderen Wert auf den Abgleich zwischen subjektiven Handlungsspielräumen und objektiven Handlungszwängen im Bild Kiderlen-Wächters legt. Meyer stützt seine Darstellung auf umfangreiche Recherchen in den Akten des Auswärtigen Amtes, auf eine beeindruckende Zahl von Nachlässen – wobei jeder, der schon einmal mit Archivalien aus einem Nachlaß gearbeitet hat, weiß, wie arbeitsintensiv, weil ergänzungs- und überprüfungsbedürftig diese Quellengattung sein kann –, auf gedruckte Quellen und eine intensive Literaturarbeit, die sich vor allem in dem pressegeschichtlichen Teil spiegelt.